

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 29. November 1931.

Der Nefse.

Von Serena Flohr.

Die verwitwete Frau Amalie Krüger befand sich in einer ganz besonderen Aufregung. Franzl, der einzige Sohn ihrer jungverstorbenen Schwester, der vor Jahren übers große Wasser gegangen war, weil er aus dem altmodischen Europa herauswollte, um sich drüben die märchenhafte Freiheit anzusehen, hatte aus einem deutschen Hafen kurz und knapp seine Ankunft in der Heimat angezeigt und seinen Besuch für die nächsten Tage in Aussicht gestellt.

Frau Amalie, die das Kind, den Knaben und den erwachsenen Jungen nur zu gut gekannt hatte, fürchtete sehr, daß er es drüben auf keinen besonders grünen Zweig gebracht haben dürfte, umsomehr, als die äußerst spärlichen Nachrichten niemals etwas über sein Schicksal in der Ferne erzählt hatten. Die Tante ahnte, daß ein müder, enttäuschter Mann, vom Leben zerrissen, endlich den Weg in die Heimat gefunden hatte. Sie dachte daran, wie schwer es dem stolzen, ungebärdigen Jungen von einst nun fallen müßte, als Besiegter zurückzufahren und ihr warmes Frauenherz wollte ihm das Wiedersehen schön und freundlich gestalten, um ihm die herbe Bitterkeit seines Schicksals ein wenig zu erleichtern.

Ihr kleiner hübscher Besitz, das behagliche Landhaus, das mitten in dem alten Garten stand, war für ihn bestimmt, wenn sie, die alleinlebende, kinderlos geliebte Frau die Augen zum letzten Male schloß. Daß er jetzt kam, während sie noch lebte, bereitete ihr große Freude, konnte sie ihn nun doch noch einmal sehen und eine Weile, wenn Gott ihr gnädig war, ihn hegen und pflegen, für ihn sorgen. Haus Hof und Garten, alles war in bestem Zustande, sie hatte jahraus, jahrein tüchtig gearbeitet und sich immer mehr in den Gedanken eingelebt, ihr Nefse sei schon jetzt der eigentliche Besitzer, in dessen Abwesenheit sie für ihn das kleine Gut zu verwalten habe. Lebhaft malte sie sich aus, wie sie ihn überall herumführen und ihm alles zeigen würde, und wie der stille Frieden des Hauses und die grüne Verschwiegenheit des Gartens seine wunde Seele lind und sanft gesund streichen würde.

Und während ihr mütterlicher Sinn helle Zukunftsbilder schuf, eilten ihre Füße rastlos treppauf, treppab, griffen ihre Hände emsig da und dort zu, um das Haus für den so sehrlich Erwarteten zu schmücken. Blumen mußten in Mengen aus dem Garten gebracht werden, und über der Eingangstür befestigte die alte Barbara, mühsam auf einem wackeligen Stuhl stehend und leise in sich hineinströmend, ein bides Gewinde aus Tannengrün. Und zuletzt nach etlichem Überlegen faßte sich Frau Amalie ein Herz, klopfte an die Tür des blauen Zimmers, das ein Sommergast aus der Stadt, eine junge Lehrerin, bewohnte und bat sie, ein wenig jögernd, in das Giebelstübchen hinaufzuziehen zu wollen, denn dieses Zimmer solle ihr Nefse bekommen. Das Fräulein werde es gewiß einsehen, fügte sie erklärend hinzu, der arme käme nach langer Abwesenheit krank heim, da sei es doch begreiflich, daß er den besten Raum haben müsse. Und das Stübchen oben wäre natürlich entsprechend billiger.

Der jungen Maria tat es zwar leid um das heimelige Zimmer, aber die Augen der alten Frau leuchteten so inständig, daß sie gleich einwilligte. Und als sie dann oben aus dem Fenster über das sommerliche Land schaute, war sie mit dem Tausch bald ausgeglichen und gönnte dem Heimkehrenden, der wohl aus schwerem Daseinskampf kam, von Herzen die Traulichkeit des blauen Zimmers unten.

Abends lagen die beiden Frauen, wie schon oft, auf der Bank vor dem Hause. Frau Amalie, dankbar dem jungen Mädchen und redselig geworden durch die Erregung der Erwartung, erzählte, was sie aus der Kindheit des Franzl wußte, schilderte seinen übermächtigen Freiheitsdrang, seine Ausreise, sprach von seinen Bemühungen und Kämpfen drüben, weil sie nicht gesehen wollte, daß sie eigentlich gar nichts wußte, und weil sie in ihrem Eifer vielleicht selbst nicht merkte, daß sie ihre jahrelangen Träume und Gedanken, die dem fernem Lieblichen gegolten, jetzt als von ihm erlebte Tatsachen erzählte.

Die Blumen des Gartens dufteten süß und stark in der stillen Sommernacht, leise plätscherte das Wasser des kleinen Springbrunnens, ein sanfter Wind spielte mit den Blättern des alten Buchbaumes, die Luft war mild und berauschend und füllte Frau Amalias Herz mit Sehnsucht und Freude. Und in dieser glückhaften Stimmung erkaufte der Gedanke in ihr, wie schön es wäre, wenn ihr Nefse und die hübsche Maria aneinander Gefallen fänden und wenn aus den beiden ein Paar werden würde. In dem Überschwang ihrer Gefühle war sie nahe daran, laut zu sagen, was eben erst in ihrem Gehirn entstanden war. Aber dann besann sie sich noch rechtzeitig und begnügte sich, die Hand des jungen Mädchens zu liebevoll, was Maria ein wenig verwundert lächelnd hin-nahm.

In den nächsten zwei Tagen schaute Frau Amalie fast unausgesetzt die Straße entlang, die von der eine Stunde entfernten Bahnstation heraufführte. Als aber am dritten Tag ein Auto heranfuhrte, schnitt sie eben im Garten einige Blumen und achtete nicht weiter auf das Tor, — fuhren doch täglich viele Autos vorbei. Erst als das Tor in den Angeln freisprang, wandte sie sich um und bemerkte zu ihrem Erstaunen einen großen schlanken Mann über den Kiesweg auf sie zuzufahren.

Der Fremde hatte ein glattrasiertes Gesicht, trug tadellose Autokleidung und war niemand anders, als der lang-erwartete Nefse Franzl Bermwanger, der einstmals als junger Bursche nach Amerika gegangen war und der endlich, wie die Tante glaubte, matt und müde, vom bösen Leben halb tot ge-gangenen, heimkehrte, wo offene Arme ihn empfangen wol-len. Aber Tante Amalie öffnete ihre Arme nicht, sie stand starr und stumm vor dem Angekommenen und schaute erschrocken, verlegen, hilflos an der hohen Gestalt empor.

„Tante Mali,“ fragte endlich der Franzl und streckte ihr beide Hände entgegen, „kennst du mich nicht mehr?“

Die Worte waren richtig gesagt, aber die Aussprache klang fremd. Die Tante Amalie horchte auf, — die Stimme, ja, das war die alte liebe Stimme, aber sonst...

„Franzl!“ schrie sie auf und legte ihre Hände in die seinigen, „so kommst du?“ Stöhnendes heftiges Schluchzen.

„Ich habe dich anders erwartet,“ presste sie dann endlich mühsam hervor.

„So?“ machte er langgedehnt und erstaunt, „wie meinst du das?“

Wiederum blickte sie voll Scheu an ihm hinauf. War dieser selbstsichere Mann, der weder krank, noch arm, noch hilfsbedürftig ausah, denn wirklich ihr Nefse Franzl, für den sie gespart und gesorgt hatte all die langen Jahre her?

„Tante Mali,“ begann der Besucher da wieder freundlich und zog ihren Arm durch den seinen, „wirst du mich nicht in dein Haus führen?“

„Oh, verzeih, verzeih,“ entsetzte sie sich, zog das Taschentuch hervor und trocknete die Tränen, „komm doch, komm!“

Das Auto furrte abfahrend und zog ihre Aufmerksamkeit auf sich.

„Du bist nicht mit der Bahn gefahren?“ wunderte sie sich, und dann ängstlich: „Im Auto aus der Stadt, das kommt aber sehr teuer.“

Der Nefse lachte belustigt auf.

„Tut nichts, Tante!“

Da atmete sie wie befreit auf. Er schien doch noch der Alte zu sein, — flott und ein bißchen leichtsinnig geblieben. Ach, sie wollte die Autofahrt schon bezahlen und auch den neuen Anzug, den er trug, sie begriff plötzlich — er hatte nicht so armelig vor sie hintreten wollen. Ganz gerührt wurde sie bei dieser Erkenntnis.

Drinnen in der großen Wohnkubde dann kam sie erst zu sich, küßte ihn und glitt lieblosend über seinen braunen Scheitel und wurde ruhig und glücklich. Und als der heiße Kaffee aufgetragen war und der Kuchen angeknitten, begann sie zu fragen, — zu fragen. Und erfuhr nach und nach das Unglaubliche, Absonderliche, das Unfassbare. Daß der Franzl Bermwanger drüben in Amerika eine große Fabrik besaß, die sehr viel Geld eintrug, so viel, daß er ein sehr reicher Mann geworden war, der im eigenen Auto durch halb Deutschland gereist war. Er zeigte ihr auch eine Photographie, die eine hübsche, sehr elegante junge Frau mit einem reizenden Kinde vorstellte.

„Das ist Mabel mit dem kleinen Francis, meine Frau und mein Sohn,“ erklärte der Nefse voll Stolz in seinem amerikanischen Deutsch.

Tante Amalie hielt das Bild in Händen und betrachtete staunend ihre schöne Nichte und ihren kleinen Enkelchen. Nur langsam begann sie zu begreifen, daß alles ganz, ganz anders gekommen war, als sie es in ihren jahrelangen Träumen und Wünschen sich ausgemalt hatte. Der heimlich erwartete Franzl würde wieder hinüberreisen, übers Wasser, zu seiner großen Fabrik, er würde das kleine gelbe Landhaus mit den grünen Fensterläden und den Garten mit den alten hohen Bäumen gar nicht haben wollen. Und er verlangte gar nicht nach Tante Amalias warmer mütterlicher Liebe, besaß er doch drüben eine Frau und einen Sohn, und er

brauchte hier keine Heimat mehr, denn er hatte längst dort eine andere gefunden.

Da starb leise eine große, große Freude in Tante Amalie, die Freude des Lebens und Schenkens. Der da ihr gegenüber saß, hatte gar nichts nötig. Und sie hatte die Autofahrt und den neuen Anzug bezahlen wollen! Oh, wie müßte sie sich schämen, wüßte er darum! Sie fühlte, wie sie rot wurde.

Der Nefse Franzl hatte aber nichts bemerkt. Er erzählte ruhig weiter, lauter merkwürdige Dinge, die Tante Amalie staunend und ab und zu sogar mit heimlichem Zweifel an ihre Wahrhaftigkeit anhörte.

Schließlich erhob sie sich, um ihm Haus, Hof und Garten zu zeigen, aber der freudige Stolz, der sie noch kurz vorher befeelt hatte, war jetzt einer verschämten Traurigkeit gewichen.

Als er alles gesehen und alles freundlich und gefällig bewundert hatte, schlug er der Tante vor, den ganzen Besitz zu verkaufen und mit ihm hinüberzugehen. Er hätte sie so gerne für immer bei sich und auch Mabel würde sich freuen, — sie solle es sich nicht lange überlegen, in einigen Wochen käme er wieder hier durch, nach Beendigung seiner Geschäftsreise, bis dahin könne sie alles geordnet haben.

Dann schloß er im großen, mit dem feinsten Linnen überzogenen Bett im blauen Zimmer und fuhr am nächsten Morgen in seinem Auto, das ihn abholte, wieder von dannen.

Und ließ eine verstörte, verwirrte, in allen Tiefen aufgerüttelte, aus allen Himmeln gerissene, gänzlich aus dem Gleichgewicht gebrachte, ratlose Frau zurück. Wie war doch alles so anders gekommen, als sie es noch gestern erwartet, sich gedacht hatte! Und was sollte sie jetzt tun? Mit ihm in die Fremde gehen? Hinüber in das ungeheure Land, wo seine große Fabrik stand, zu der schönen Frau mit dem sonderbaren Namen? Hier alles für immer verlassen?

Tageslang war in Tante Amalias Kopf die schwerste Revolution, aber langsam ebte auch diese dann ab, und endlich kam ein Abend, an dem sie wieder vor dem Hause saß und der stillen Maria, die nicht mehr ins blaue Zimmer herabgezogen war, weil sie die Giebelstube so lieb gewonnen hatte, allerlei von drüben erzählen konnte, wie es ihr der Nefse Franzl geschildert hatte. Dabei erinnerte sie sich, daß sie, ehe er gekommen war, einmal daran gedacht hatte, aus den beiden könnte vielleicht ein Paar werden. Wie merkwürdig unmöglich erschien ihr jetzt dieser Gedanke! Und es war ihr, als wäre auch dem ahnungslosen Mädchen ein Leid zugefügt worden, für das sie es irgendwie entschädigen müsse.

So entstand der Entschluß in ihr, ihren kleinen Besitz, den der Franzl ja doch nicht brauchen konnte, der jungen Maria zu vererben. „Nach meinem Tode soll sie alles haben,“ sagte sie sich wehmütig und schaute zum nachtschönen Kiefernbaum empor, in dessen Zweigen es so beruhigend rauschte und flüsterte, und horchte auf das gleichmäßige Fallen des Wassers im Sandsteinbecken und atmete den starken Duft der blühenden Rosen, der aus der Tiefe des Gartens herüberströmte.

Und da wußte die Tante Amalie mit einemmal ganz klar und deutlich, daß der Franzl wieder allein werde hinüberreisen müssen, weil sie nirgend anderswo sterben könne, als in der deutschen Heimat.

Die Welt der Frau.

Frauen jenseits der Rampe...

Von Elsie Tschanner.

In seinen frühesten Anfängen war das Theater eine der Frau völlig verschlossene Welt, an deren Ereignissen sie weder selbst mitwirken noch als Zuschauerin teilnehmen durfte. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß die Frau in diese Welt eindrang. Sie fühlte sich zu ihr hingezogen; sie spürte hier ihrer innersten Wesensart verwandte Aufgaben. Sie eignete sich zunächst jenes Wirkungsgebiet an, das ihr von Natur aus eigentlich selbstverständlich zukam: die Darstellung. Die Frauenberufe jenseits der Rampe: die Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, Choristinnen, Komparisten kennen wir. Weit verzweigter und unbekannter sind die Berufe jenseits der Rampe. Denn um eine Aufführung erst bühnenfertig zu machen, arbeitet ein umfangreicher kaufmännischer, technischer und künstlerischer Apparat, in dem sehr viele Mädchen — und teilweise wichtige und komplizierte — von Frauen betrieben wird.

Auch hinter der Bühne gibt es einige Berufe, die ebenso selbstverständlich und ausschließlich der Frau überlassen sind wie das weibliche Kollensack. Da ist z. B. die Souffleuse, die dem hellere Frauenorgan diese Sonderstellung verdankt. Auch die Abteilung: „Garderobe“ liegt natürlich fast in weiblicher Hand; angefangen von der Garderobiere zur persönlichen Bedienung der Künstlerin, über den Stab von Schneiderinnen, den jedes größere Theater in seiner eigenen Schneiderwerkstatt beschäftigt, bis zur Obergarderobiere oder Magazinverwalterin, der die Obhut über den Kleiderfundus obliegt. Große, besonders Ausstattungstheater verfügen oft über Tausende von historischen, modernen und Reuekostümen, von denen manches beträchtliche Werte repräsentiert. Dieser Bestand muß natürlich gepflegt und verwaltet werden.

Die ausgesprochene Vorliebe und Begabung der Frau zum Schalten und Walten, Pflegen und in Ordnunghalten eines Vorrates praktischer Dinge erschloß ihr ferner ein Betätigungsfeld in der Verwaltung der Requisiten, d. i. des gegenständlichen Szenenubehörs. Die Requisiteur trägt die Verantwortung für ihre Pflege und ihr Vorhandensein, hinter wie auf der Bühne. Sie muß z. B. dafür sorgen, daß Gretchen die ihr von Mephisto im Schrank versteckte Schmuckkassette auch vorfindet, und daß nicht etwa das Schloß eingekloppt ist, da Gretchen das Kästchen ja öffnen muß. Daß Tellas Äpfel der Luisens Limonade, in der Sekunde, in der man sie braucht, in greifbarer Nähe sind. An einer ganzen Reihe von Theatern sind Frauen bis zur selbständigen Lei-

tung der Requisitenabteilung — einschließlich deren Einkauf und Beschaffung — vorgerückt. Es ist schwer, über die Ausbildung zu diesem Beruf etwas zu sagen. In erster Linie steht sicher nicht das alleinige praktische Wissen. Das kann in der Zusammenarbeit mit Regisseur und Bühnenbildner erworben werden. Wichtiger ist die ursprüngliche Eignung für das Theater überhaupt. Für seine Atmosphäre der Erregtheit, der Häß, der Entwicklung, des immer Neuen, Veränderlichen —, für diese Schaffenswelt, in der die Nerven von der ersten bis zur letzten Sekunde in aktiver Spannung und Empfindsamkeit schwingen und doch von Beherrschtheit und gedanklicher Straffheit gelenkt sein müssen.

Dies gilt noch viel tiefer und deutlicher von einem anderen Beruf: dem des Inspizienten, bezw. der Inspizientin, denen die gesamte technische Oberleitung einer Aufführung anheimfällt. Von ihrem Post, ganz vorn in den Kulissen, vor einer Schalttafel mit verwirrend zahlreichen Schaltern, Knöpfen, Klingeln, die eine abgedeckte Lampe nur spärlich erhellt, steuern er — oder sie — die Veranstaltung durch die Klappen und Gefahren, an der sie in jedem Moment scheitern könnte. Alles verläßt sich auf das Aufzeichen des Inspizienten! Er bezw. sie muß sich darum kümmern, daß die Bühnenarbeiter zur rechten Zeit aus ihren Garderoben geklingelt werden — der Aufenthalt unbeschäftigter Personals in den Kulissen ist verboten! — und daß sie wirklich erscheinen; daß der Requisiteur nichts vergißt; daß der Beleuchter die entsprechenden Leuchten bekommt; daß der Vorhang aufgeht oder fällt; die Donner- oder Blismaschine im richtigen Moment einsetzt oder sonst gebrauchte Apparate in Tätigkeit treten; die Musik hinter der Bühne aufs Stühwort intoniert — fast unaussprechlich sind die Schaltknöpfe in Bewegung... Es gibt nur sehr wenige Frauen auf diesem Posten, da die Frau physisch dieser an-reißenden Tätigkeit im allgemeinen kaum gewachsen ist. Es gehört ein sehr geschultes Konzentrationsvermögen dazu, das — bei wichtigen Proben manchmal 10—12 Stunden seine Spannung behält, stark ausgeprägtes Verantwortungsgefühl, Energie und die Fähigkeit unbedingten Respekt zu verschaffen. Gewiß, dies muß die Frau als Vor-gesetzte in vielen anderen Berufen auch. Aber die Menschen am Theater sind besonders leicht erregbar und empfindsam, sie sind impulsiver und unbeherrschter und Stars sollen manchmal Paunen haben, mit denen fertig zu werden eine Kunst ist.

Sicher liegt es nicht zu mindest auch in dieser Autoritätsfrage begründet, daß Bühnenregie nur selten von Frauen geführt wird. Denn die künstlerischen Anforderungen dieses Berufes würde die dafür begabte Frau wenigstens

in einer gewissen Spezies von Stücken zweifellos zu erfüllen imstande sein. Hier und da haben sich sogar Frauen schon als Regisseurinnen bekanntere Namen gemacht. An der Städtischen Oper, Berlin, ist sogar eine Opernregie-Assistentin tätig und es bleibt zu erwarten, ob dieser erste Anlauf in der ferneren Zukunft vielleicht einmal zu einem weiblichen Opernregisseur führen wird. Als Gast haben die Frauen bereits in verschiedenen Sonderfällen eine Oper inszeniert. Jedoch man kann sie, ebenso wie die erste und einzige deutsche Intendantin, der sogar der Titel eines Opernregisseurs beigegeben wurde, kaum als Wegbahnerin einer neuen, typisch weiblichen Schaffensrichtung bezeichnen; sie sind die Ausnahmen, die die Regel beweisen.

Dagegen scheint die Frau im Augenblick in einem anderen Theaterort auf Vorkämpferinnenposten zu stehen, in der Zursicht, daß ihr Können sie zu diesem Vortritt berechtigt: in der Bühnenbilderei. An einzelnen Provinzbühnen sind bereits Vertreterinnen dieser Kunst als selbständige Kraft festvertragsmäßig verpflichtet. In Berlin hat sich bisher erst eine Frau, Nina Totumet, bis zur Reihe erfolgreicher, bekannter und viel beschäftigter Bühnenmaler durchgesetzt. Verschiedenen der zugkräftigsten Inszenierungen der letzten Theatersaison schuf sie den äußeren Rahmen. Und es ist sicher originell, daß unter diesen Stücken eines war, das man in Form und Inhalt ein reines Männerstück nennen möchte! — das nur von Männern gespielt wurde, dessen Schauplatz ein Kriegsschiff war, und dessen Bühnenbild von einer Frau geschaffen wurde. Ein Beweis, daß das Arbeitsgebiet der Frau längst nicht so eng begrenzt ist, wie man es ihr vielleicht nur zutrauen möchte! Dem Entwurf von Bühnenkostümen und Theaterfiguren haben sich des weiteren eine Reihe von Frauen zugewandt. An sich ist der Kostümentwurf Mitaufgabe der Bühnenbildnerin. Große Bühnen beschäftigen jedoch meist noch einen besonderen künstlerischen Kostümbeirater, der in vielen Fällen eine „Betraterin“ ist und fast immer aus dem Kunstgewerbe hervorgeht.

Ja, es ist im allgemeinen sicher fast verwunderlich, daß sich die Frau im Reich der Bretter, die die Welt bedeuten, bisher — von der Darstellerin abgesehen — auf künstlerischem Gebiet auffallend seltener und nur bedingter behauptete, als in laienmännlichen Berufen. Hier hat sie einige Posten so umfassend und erfolgreich für sich gewonnen, daß man sie ihr heute schon nahezu selbstverständlich zuerkennt. Und man kann dabei ganz absehen von der Theaterkassiererin, der ein ungeschriebenes Gesetz den Vorzug vor dem männlichen Bewerber gegeben zu haben scheint, und ferner von den zahlreichen Stenotypistinnen, Sekretärinnen, Telefonistinnen, Buchhalterinnen, die wie in fast allen anderen Betrieben natürlich auch in den Theaterkanzleien, Sekretariaten usw. anzutreffen sind. Die Frau als selbständige, verantwortliche Kraft in der Theaterverwaltung, die Engagements vermittelt oder tätigt, der gesamten Reklame und Propaganda vorsteht usw., ist keine Seltenheit. Aber auch diese Frauen arbeiten nicht in laienmännlichen oder Verwaltungsbüros schlechthin. Sie schaffen alle mit an einer Welt, an deren Spannung, Unruhe und Erregung sie teilhaben, die sie lieben und vielleicht niemals entbehren können. Es eint sie alle, ob sie nun technisch, laienmännlich oder künstlerisch mitwirken, die Liebe, Hingebung und Verbundenheit zum Theater, — sie sind mit „Vom Bau“....

Die Haushaltspflegerin.

Ein neuer, ausfüllreicher Frauen-Beruf.

Von Irmgard Ermisch.

Für die junge Frauen-Generation, die heute oder in absehbarer Zeit die Schulen verläßt, ist der Gedanke an die Zukunft und Beruf ganz besonders schwer. Die herrschende Überfüllung scheint überhaupt keine „Wahl“ zuzulassen. Die der Jugend eigene Hoffnung auf Besserung veranlaßt immer wieder viele junge Mädchen, sich ohne besondere Begeisterung einem jener „männlichen“ Frauen-Berufe zu widmen, die eine lange und oft mühselige Ausbildung erfordern, und denen heute keine Zukunft vorausgesetzt werden kann. So mancher, dem Wesen der Frau viel näher liegende Beruf wird nicht beachtet, oder in seiner Bedeutung unterschätzt, weil man nichts Näheres über ihn weiß.

Zu dieser Art von Berufen gehört der der Haushaltspflegerin. Er ist etwas junges, neues und entspricht ganz den Anforderungen der Zeit. Seine Vertreterin ist die gebildete, staatlich geprüfte und anerkannte Mitarbeiterin in der Hauswirtschaft. Es ist wesentlich, daß für die Ausbildung zur Haushaltspflegerin kein Abiturienten-Examen erforderlich ist. Von vorn herein wird die praktisch-praktische Seite des weiblichen Wesens betont, zu einer Zeit, da sich viele junge Mädchen nicht mehr der Wissenschaft oder ähnlichen Gebieten zuwenden, trotzdem berufliche Selbstständigkeit nicht missen möchten. Praktische Veranlagung, Anpassungsvermögen und organisatorische Fähigkeit sind deshalb in erster Linie Voraussetzungen zu diesem Beruf, daneben festeres Auftreten, Takt und Zuverlässigkeit, nicht zuletzt körperliche Frische und Freude an hausfraulich-wirtschaftlicher Arbeit.

Auf Grund des mittleren Reifezeugnisses kann die Ausbildung sofort nach Schulenslassung beginnen. (Auch wenn dieses Zeugnis nicht vorhanden ist, kann das junge Mädchen nach einer schulischaftlichen Prüfung, die von der Ausbildungsanstalt abgenommen wird, zugelassen werden). Und zwar teilt sich das Arbeitsgebiet von vorn herein in das der häuslichen und ländlichen Haushaltspflegerin.

Die städtische Haushaltspflegerin besucht zunächst ein Jahr eine Frauen- oder Haushaltungsschule. Daran schließt sich eine dreijährige praktische Tätigkeit in der Hauswirtschaft privater Betriebe, oder auch in Anstalten. Zum Schluß folgt der Haushaltspflegerinnen-Lehrgang, der nach einjähriger Abschlußprüfung, Zeugnis und staatliche Anerkennung beendet wird.

Anders verläuft der Lehrgang der ländlichen Haushaltspflegerin. Den Anfang bilden zwei Lehrjahre in ländlicher Hauswirtschaft, die durch eine Prüfung vor der Landwirtschaftskammer abgeschlossen werden. Die Kandidatin ist dann „Wirtschaftsgehilfin“ und tritt in ein ländliches Haushaltspflegerinnen-Seminar ein, das oft mit einer wirtschaftlichen Frauen-Schule auf dem Lande kombiniert ist. Wie oben, erfolgt hier nach einem Jahre eine Prüfung. Den Schluß der Ausbildung bilden zwei weitere Jahre praktischer Tätigkeit, auf die die staatliche Anerkennung folgt. Und zwar befindet sich das junge Mädchen in dieser Zeit schon in bezahlter Stellung auf einem Gute, oder in sonstigem landwirtschaftlichen Betriebe.

Auf beiden Gebieten dauert also die Ausbildung fünf Jahre — eine immerhin für heutige Verhältnisse nicht gerade kurze Zeit. Man muß aber berücksichtigen, daß einmal mit der Ausbildung schon früh begonnen werden kann, daß andererseits der junge Mensch vor dem Eintritt in das Berufsleben einen gewissen Grad der Fertigkeit erreicht haben möchte. Außerdem ist die „Vernunft“ meist eine der schönsten Perioden des Lebens, die, wenn irgend möglich, gerade der heutigen Jugend nicht genommen werden sollte. — Nach Ablegung der Staatsprüfung ist eine Anstellung so gut wie sicher, da in diesem Beruf die Nachfrage nach tüchtigen Kräften größer ist als das Angebot.

Die Haushaltspflegerin findet heute Anstellung in Sana-

Morgen- und Schlafanzüge.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt.“



Links: Morgenanzug aus schwarzer und blaugelber Rohseide mit gemalten Bordürenstreifen an der Schulter, den Ärmeln und den weit geschnittenen Hosen.
Rechts: Schlafanzug aus zartblauer Seide mit Blendverzierungen.

torien, Erziehungsanstalten und ähnlichen großen Haushaltungen, wenn es sich um die städtische Karriere handelt. Die ländliche Haushaltspflegerin hat auf Gütern und ländlichen Anstaltsbetrieben ein weiteres Arbeitsgebiet als das der reinen Hauswirtschaft. Beide haben gute Gelegenheiten zu selbstverantwortlichen, leitenden Stellen emporzusteigen. Das monatliche Gehalt schwankt je nach den Anstellungsverhältnissen zwischen 50, 80, 100 M. und mehr, es versteht sich bei freier Station, ist also reiner „Verdienst.“ Auch kommt in leitender Stellung die Angestellten-Versicherung in Frage.

Ausbildungs-Bedingungen und Zukunftsaussichten sind demnach für den Beruf der Haushaltspflegerin heute die denkbar günstigsten. Und es scheint, als ob sich letztere in Zukunft noch bedeutend verbessern könnten. Denn die Hausfrau, die heute vielfach zum Erwerb gezwungen ist, besonders aber die verheiratete Frau, die sich nicht mehr dazu entschließen kann, Selbstständigkeit und liebgewordenen Beruf ganz aufzugeben — beide dürften ihren Haushalt den zuverlässigen Händen einer gebildeten Haushaltspflegerin in Zukunft gern anvertrauen wollen.

Hygiene der Frau.

Die Bedeutung der täglichen Massage für das Gesicht ist längst erkannt. Frauen, die Wert darauf legen, sich einen frischen und gepflegten Teint zu erhalten, werden täglich einige Minuten darauf verwenden, um morgens und abends das Gesicht nach sorgfältiger Reinigung leicht einzufetten und kurze Zeit sachgemäß zu massieren. Dabei ist streng darauf zu achten, daß diese Massage nicht übertrieben wird. Gerade die Gesichtshaut ist außerordentlich empfindlich. Wird zu kräftig massiert, so wird über das Ziel hinausgeschossen — die Haut wird übermäßig gedehnt und neigt um so eher zur Faltbildung. Eine vernünftige Gesichtsmassage soll leicht und schnell ausgeführt werden. Man streicht mit den Fingerspitzen von der Mitte des Gesichts nach den Ohren zu, die Stirn schräg nach oben.

Aber nicht allein mit der Gesichtsmassage ist es getan. Auch der übrige Körper verlangt die Massage. Die täglichen zehn Minuten, die dieser Art der Schönheitspflege geopfert werden, lohnen die Mühe. Kaum eine andere Methode verhilft dem Körper so rasch wieder zu Straffheit und Beweglichkeit als eine sachgemäße Massage. Im jugendlichen Alter werden die Glieder dadurch geschmeidig erhalten, in späteren Jahren wird eine fast überall einsetzende Erschlaffung der Muskeln verhindert und, falls sie bereits Fortschritte gemacht hat, erfolgreich bekämpft.

Zehn Minuten am Morgen und zehn Minuten am Abend sollen der Körpermassage gewidmet sein. Vielleicht wird es viele Frauen geben, die mit trübem Kopfschütteln nachrechnen, daß bei einer allgemein durchgeführten Schönheitspflege fast täglich eine Stunde herauskommt: Körpermassage, Gesichtspflege, Pflege der Zähne, Pflege des Haars, Fußpflege. Jedes einzelne, heißt es, sei unerlässlich. Gewiß, es kommt täglich eine Stunde Schönheitspflege zusammen, die auf eine halbe Stunde am Morgen und eine halbe Stunde am Abend bemessen wird. Und trotzdem: Ist es wohl zuviel verlangt, daß eine Frau von den 14 bis 16 Stunden des Tages eine einzige nur ihrem Körper widmet? Dieses an sich geringe Opfer entschädigt durch gesteigertes Wohlbefinden, durch jugendliche Biegsamkeit des Körpers und größere Frische der Haut.

Die Massage wird am besten mit reinem Alkohol oder kölnischem Wasser ausgeführt. Zu diesem Zweck gießt man etwas von der Flüssigkeit auf einen flachen Teller, taucht die Handfläche ein und massiert rasch und kräftig den Körper, und zwar Arme und Beine stets von den Spitzen aus zur Körpermitte. Brust und Leib werden kreisförmig massiert.

Der Alkohol kräftigt die Haut, öffnet die Poren und erzürnt den Organismus. Um einer übermäßigen Austrocknung der Haut vorzubeugen, muß der Körper mindestens zweimal in der Woche vor dem Schlafen mit einem guten Fettcreme eingerieben werden. Auf diese Weise bleibt die Haut weich und zart.

Es ist natürlich falsch, die angeratene tägliche Massage ein paar Tage hindurch auszuführen, und wenn sich nicht sofort der gewünschte Erfolg in gesteigertem allgemeinem Wohlbefinden zeigt, die Sache als erfolglos wieder aufzugeben. Soll sich wirklich ein Erfolg der täglichen Körpermassage zeigen, so muß diese mindestens drei Monate stritt durchgeführt werden. Nach dieser Zeit aber dürfte sich der Körper bereits so daran gewöhnt haben, daß die 10 Minuten Massage am Morgen und am Abend zum Bedürfnis geworden sind.

T. S.

Der Jugendfreund.

MUSCHI

Die Geschichte einer Rache.

Wartend stand Minna mit dem Korbe vor mir, und ich legte die winzigen Geschöpfe eins nach dem andern ins Heu. Nur das letzte glitt mir nicht sogleich aus der Hand. Es stemmte seine Pfötchen gegen meine Handfläche und dehnte den kleinen Körper. Diese Bewegung rettete ihm das Leben, denn ich dachte gerührt: „Dies eine ... soll hier bleiben!“

Dann schickte ich das Mädchen mit dem Korbe fort zum Tiergeschäfter.

So kam es, daß Muschi bald vergnügt in der Wohnung umherlief.

„Zwei Kagen sind zu viel“ erklärte jedoch mein Mann eines Tages. „Die alte hat natürlich das Vorrrecht und bleibt. Aber das Junge muß Du anderswo unterbringen.“

Lange zerbrach ich mir den Kopf, dann fiel mir Onkel Joseph ein.

Der sah mütterleer allein in seiner Junggefallenwohnung und hatte weder Kind noch Kegel. Mit einem Male glaubte ich, Onkel Joseph brauchte jemand in seiner Einsamkeit. Ich war der Überzeugung, es würde Onkel Joseph gut tun, solch lustiges kleines Ding um sich zu sehen.

Also zog ich mich an, nahm Muschi und machte mich auf den Weg.



Dies eine soll hier bleiben — sagte ich mir.

Lange sah ich unentschlossen Onkel Joseph gegenüber, dann erst brachte ich unter Herzklopfen mein Anliegen vor. „Aber Kind“ sagte Onkel Joseph lächelnd, „weshalb willst Du das kleine Anglistswurm denn ausgerechnet mir aufhängen?“

In diesem Augenblick aber raschelte es in dem Körbchen und arbeitete sich vorwärts und schob und drängte, und dann kam Muschi zum Vorschein und war mit einem Sprung auf Onkel Josephs Knie. Zwickerte mit den Augen und legte sich schnurrend nieder.

Onkel Joseph rührte sich nicht, blickte nur sprachlos auf das Tierchen nieder. Und da fiel mir ein, daß, wenn überhaupt Muschi in diesem Augenblick Chancen habe.

Vorsichtig erhob ich mich, murmelte, ich käme sofort wie-

der und verließ das Zimmer. Draußen aber drückte ich leise die Korridorüre ins Schloß und lief die Treppe hinab.

Acht Tage stand ich Gewissensbisse aus, die mir die Nachtruhe raubten. Acht Tage lang stellte ich mir vor, daß der alte Herr Muschi wütend vor die Tür gesetzt und seinem Schicksal überlassen habe. Dann hielt ich es nicht mehr aus, überwand meine Furcht und machte mich auf den Weg.

Er ließ sich auch nicht erbitten, und so mußte eben Rat geschafft werden.

Die Aufwärterin öffnete mir. Sie sagte, der Herr sei schon seit mehreren Tagen krank, und ihr Ton schien mir mißbilligend und norwurfswoll.



„Mitnehmen? Wieder mitnehmen?“ rief Onkel Joseph mit freudrotem Gesicht.

Als ich erschrocken das Wohnzimmer betrat, fand ich Onkel Joseph auf dem Diwan, ein Tischchen mit Medizinflaschen neben sich. Die Wolldecke hatte er bis zu den Ohren heraufgezogen. Bei meinem Eintritt aber drehte er den Kopf nach der Wand. „Onkel Joseph“, sagte ich besonnen, „ich bitte Dich um Entschuldigung. Ich habe mich rückwärtslos gegen Dich benommen. Nun sehe ich ein, welche Angelegenheiten ich Dir bereitere. Bitte gib mir die Muschi, ich werde natürlich das Tier wieder mitnehmen.“

„Mitnehmen?“ schrie da Onkel Joseph mit einem Mal und richtete sich mit freudrotem Gesicht auf. „Das würde Dir so passen!“

Mitnehmen ... ha ... ha ... das ist großartig ... nachdem ich es stubein erzogen habe, nachdem ich es an eine vernünftige, regelmäßige Fütterung gewöhnt habe, nachdem es mir auf Schritt und Tritt folgt und sich tausendmal mehr in meiner Anwesenheit um mich kümmerte als die ganze lebenswürdige Verwandtschaft! Mitnehmen?!!

Unterließ Dich! —

Damit ergriff Onkel Joseph das vor solchem Geschrei flüchtende Kätzchen, streifte es beruhigend und zog es schüchtern wieder unter seine Decke.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 318.

Sonntag, 29. November.

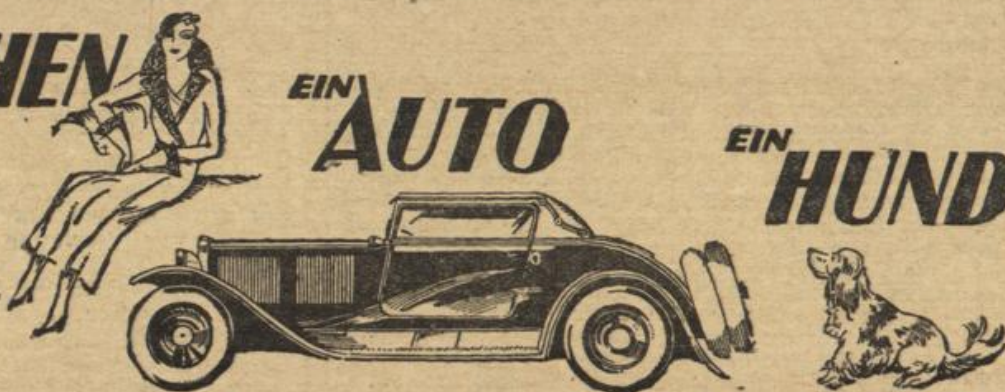
1931.

EIN
MÄDCHEN

EIN
AUTO

EIN
HUND

Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.



ROMAN VON OLE STEFANI.

(14. Fortsetzung.)

Als sie sicher war, daß Cranbourne sie nicht mehr sehen konnte, blieb sie erschöpft stehen. „Unbegreiflich!“ dachte sie. „Ein Mann mit solchen Manieren. Es war unheimlich taktlos. Wie er gelächelt hat, wie die Herren auf Reklameplakaten von Shave Creams — Als ob er mich nur begleiten darf, wenn Violet sich hinlegt...“, dachte sie vielmals, Major Cranbourne!

Wie aus der Erde gewachsen stand Lytton Brancott vor ihr. Er hatte einen fürchterlich dicken Stock, auf den er sich stützte. „Haben Sie einen guten Tag gehabt?“, fragte er und sah sie mit seinen wasserblauen Augen unschuldig an.

Janet war noch voller Mut. „Reden Sie nicht solchen Unsinn!“ fuhr sie ihn an.

Der Stock entfiel seiner Hand. „Wie?“ fragte er — langgezogen und nasal.

Sie schämte sich ein bißchen. „Entschuldigen Sie, ich bin schlechter Laune. Also —“, sie wollte an ihm vorbei.

„Ich wollte Sie eigentlich fragen“, hielt Brancott sie auf, „ob ich nicht ein Stück mit Ihnen gehen kann.“

„Oh, vielen Dank!“ sagte sie überwältigt, „man reizt sich ja auf einmal um mich. Nein — danke!“

Tarka war vorausgelaufen. Jetzt kam er näher. Er trock knurrend, immer wieder stehenbleibend, auf seinen Feind zu.

„Oh, sehen Sie“, sagte der Amerikaner, ihn mißverstehend, „sie bellt schon nicht mehr. Sie fängt an, mich gern zu haben!“

„Er kann Sie nicht ausstehen!“ schrie Janet empört und rannte fort. Tarka bellte noch einmal höhnisch und überholte sie in tollen Sprüngen.

Lytton Brancott blieb verblüfft stehen und sah den beiden nach. Dann ging langsam ein Lächeln über sein rotes Gesicht, er hob seinen Stock auf und bummelte nachdenklich zum Schloß hinauf.

19.

Abends suchte Janet Cranbourne zu meiden, ohne daß es auffiel. Und erstaunlicherweise schienen der Major sie zu begreifen. Er hatte eine etwas niedergeschlagene Miene, hütete sich, ihr zu nahe zu kommen, und sprach mit ihr nur, wenn es sich nicht umgehen ließ. Obwohl Violet wieder mit Migräne in ihrem Zimmer lag und nicht am Diner teilnahm. Im ganzen legte er eine Zurückhaltung an den Tag, die Janet wider ihren Willen ein wenig rührte.

Onkel Martin blieb nervös. Er gestand Janet in einem Augenblick, als ihnen niemand zuhörte, und als sie ihm seine Zerstreuung vorwarf, daß ihm Martha Hopes Anwesenheit in Dieppe von allem Unerklärlichen, was geschehen war, am bedrückendsten vorkommen wollte. „Dahinter steckt etwas“, sagte er halblaut, „und ich habe eine Ahnung, als wenn wir erst am Anfang einer Reihe von Überraschungen stünden. Mir ist schrecklich zumute. Komm, wir wollen uns dem Trunk ergeben! Irgend etwas muß man doch tun, nicht? Wo ist der Whisky? Außerdem —“, er vertraute Janet an, er habe eine Belohnung für die Verhaftung Martha Hopes aussetzen wollen, aber die französische Polizei habe sich geweigert, sie anzunehmen — mit höflichem Hinweis darauf, daß es zur Erfüllung einer beruflichen Pflicht keiner besonderen Ermunterung bedürfe.

Somit verlief der Abend friedlich. Onkel Martin ging ziemlich betrunken zu Bett. In der Nacht war ein Gewitter und am nächsten Tag gab es strahlenden Sonnenschein und einen fast südlich blauen Himmel. Das Meer hatte noch starke Wellen von dem nächtlichen Unwetter und Janet ließ sich mit Entzücken von ihnen tragen. Rechts in einiger Entfernung entdeckte sie im Wasser den roten Kopf Lytton Brancotts, der sich ihr nicht zu nähern wagte, und ein Stück strandaufwärts sahen Violet und Cranbourne unter einem riesigen grüngestreiften Sonnenschirm. Janet lachte heimlich vor sich hin.

Sie lag schon eine ganze Weile am Strand in der Sonne, als ein Mann auf sie zukam. Es war ein Diener vom Schloß. Er bat sie, sogleich zu Direktor Anderson zu kommen. Es sei ein Postbote da mit einem eingeschriebenen Brief für sie.

Sie raffte ihre Sachen zusammen und lief die Anhöhe hinauf.

Anderson winkte ihr entgegen. „Aus London! Von Scotland Yard!“

Sie gab schnell ihre Unterschrift und bekam den dicken Brief. Tante Betsy war mit herausgekommen und legte prüfend ihre Hand auf die Schulter des jungen Mädchens, um zu fühlen, ob sie noch naß sei. „Zieh' dich um!“ sagte sie.

„Bleiben wir hier draußen in der Sonne, da kann ich mich nicht erkälten!“ schlug Janet vor, während sie mit den Zähnen den Brief aufriß.

Sie waren alle sehr gespannt. Es zeigte sich, daß der Umschlag zwei verschiedene Briefe enthielt: einen von Dr. Wollseley, den andern von Inspektor Foster.

Wollseleys Brief (in einer fürchterlichen Handschrift!

geschrieben) begann mit einer guten Nachricht: Sid, der verunglückte Chauffeur, hatte seine Krisis überstanden, er war wieder bei klarem Bewußtsein. Er hatte Kopfschmerzen und klagte, sein Sehvermögen auf dem einen Auge sei vermindert, aber Wolsley stellte ihm völlige Heilung in Aussicht.

Sids Angaben über den Abend vor dem Unfall waren klar und in jeder Einzelheit erschöpfend. Er bestritt energisch, irgendeine Handhabung mit der Injektionspritze vorgenommen zu haben. Wolsleys Schreiben schloß mit guten Erholungswünschen.

Inspektor Fosters Brief war länger, sorgfältig mit der Maschine geschrieben. Foster hatte ein richtiges Verhör mit Sid anstellen können und teilte nun folgende Tatsachen mit:

Von dem zweiten Anruf, den Janet von ihrem Vater bekommen hatte, war Mr. Sid Everett nichts bekannt. Über den Inhalt seiner Unterredung mit Dr. Gregory gab er die Auskunft: der Syndikus habe ihn rufen lassen und habe ihn gefragt, warum er Miß Gregory nicht entgegengefahren sei, er mache sich Sorge um sie. Es sei schon sehr spät und die Landstraße sei sehr schlecht beleuchtet. Dann habe sich Gregory einen Augenblick besonnen und habe alle Anwesenden gebeten, ihn mit Sid allein zu lassen. Nachdem dies geschehen war, habe er Sid befohlen, die Türe abzuschließen. Der Chauffeur sei sehr verwundert diesem Verlangen nachgekommen. Dann habe Dr. Gregory Papier und Bleistift verlangt und mit Miße ein paar Zeilen geschrieben. Schließlich habe er Sid veranlaßt, aus dem Schlüsselsbund, der in der Lade des Nachttisches neben den Morphinampullen lag, einen bestimmten flachen Schlüssel zu entfernen und in das Kuvert zu tun, das er an seine Tochter Janet adressierte.

Die drei Leser, die die Köpfe zusammengesteckt hatten, stießen einen Laut des Erstaunens aus.

Sid hatte — nach Fosters Bericht — bei allem das Gefühl, daß sein Herr nicht ganz bei Besinnung sei und im Fieber handle. Er war zugleich erregt und erschöpft. Dann befahl er, Sid möge dieses Kuvert an sich nehmen und unter gar keinen Umständen jemand anderem als Miß Janet Gregory geben.

„Dr. Gregory sagte, im Kuvert sei die Mitteilung enthalten, wo Miß Gregory das Vermächtnis ihrer Mutter an sie finden würde (sagt Sid).“

Martin Anderson las mit erregter Stimme weiter: dann habe der Syndikus befohlen, Sid möge nun sofort den Wagen fertig machen und Miß Gregory entgegenfahren.

„Mir schien“, sagte Sid weiter aus, „als ob er bei diesen Worten wieder schwächer würde, mitten im Satz schloß er ein. Ich tat den Brief in meine Brusttasche und wartete eine Weile. Dann öffnete ich die Türe und rief Herrn Direktor Anderson wieder herein. Ich ging auf den Hof und machte den Wagen fertig; ich fuhr aber nicht gleich ab, weil ich nicht wußte, ob Dr. Gregory, wenn er wieder erwachen würde, nicht noch andere Befehle für mich hätte. Nach einer halben Stunde rief Direktor Anderson mir aus dem Fenster zu, Dr. Gregory lasse fragen, warum ich denn in Teufelsnamen noch nicht weg sei. Darauf fuhr ich los — und noch oberhalb der Bahnranken passierte dann das Unglück.“

Wie es kam — kann ich mir nicht erklären. Ich fuhr in normalem Tempo, auf einmal rutschte der Wagen, ich bekam einen Stoß, flog hinaus und verlor das Bewußtsein. Ich hatte den Wagen in der Nacht nicht noch einmal geprüft, es ist das erste Mal in meiner Führerpraxis, daß sich ein Rad von selber gelöst hat.“

„Ich habe“, schrieb Foster weiter, „im Einverständnis mit Mr. Sid E. das fragliche Kuvert, das Dr. Gregorys letzte Botschaft an seine Tochter enthält, unter Beobachtung aller Sicherheitsmaßnahmen an den englischen Konsul in Dieppe geschickt, bei dem Miß Gregory es abholen kann. Der Konsul ist verpflichtet, es nur ihr persönlich zu geben.“

Von Daniel Hope und seiner Tochter nichts Neues. Es besteht leider eine Möglichkeit, daß Daniel Hope sich nach Amerika gewandt hat, wo sein Sohn lebt. Wir sind dabei, den Aufenthaltsort des jungen Hope in den Vereinigten Staaten festzustellen.

Mit ergebenen Grüßen

Foster, Inspektor.

P. S. Bitte empfehlen Sie mich Direktor Anderson. Ich hätte gern gewußt, wie er mit Mac Norton zufrieden ist.“

Damit schloß der Brief.

„Mac Norton?“ fragte Tante Betsy. „Martin kennt Foster denn Mac Norton?“

„Ja —“, sagte Anderson flüchtig, den Brief zum zweiten Male durchlesend. „Er hat ihn mir empfohlen. — Dies Vermächtnis deiner Mutter an dich . . . damit wird er den Familienschmutz gemeint haben.“

„Dann wüßten wir endlich, wo er ist!“ sagte Janet lebhaft.

„Ja —“, sagte Onkel Martin in Gedanken. „Was machen wir nun? — Was hältst du davon, Janet, wenn wir Praycott nach Tisch bitten, uns seinen Wagen zu borgen und einen kleinen Abstecher nach Dieppe machen?“

„Einverstanden! Ich brenne darauf, das Kuvert in Händen zu haben. — Außerdem wollte ich mit diesem Mr. Praycott sowieso noch ein Wörtchen reden.“

Nach Tisch ließ Janet ihn herunterbitten. Sie ging auf der Terrasse auf und ab. Tarka war nicht in der Nähe, so daß Praycott diesmal seine Aufmerksamkeit ungeteilt Janet widmen konnte.

„Hören Sie!“ sagte sie. „Ich wollte Sie etwas fragen. Entsinnen Sie sich des Abends auf der Landstraße, wo ich Sie traf?“

„Ob ich mich entsinne!“ Er grinste.

„Schön —“, sagte sie, gereizt durch sein Grinsen. „Wohin fuhren Sie eigentlich damals, junger Mann?“ Praycott sah Janet aufmerksam an. „Ich fuhr nach Winchester, meine Dame.“

„Was wollten Sie da?“

„Oh!“ sagte er trocken. „Dort wohnt meine Tante.“

„Ach?“

„Ja —“, sagte er ein wenig verlezt.

„Wo wohnt sie da?“

Er blickte sie nun ganz offensichtlich belustigt an. „Vielen herzlichen Dank für Ihr Interesse! — Sie wohnt 24 Bedford Street. Wollen wir ihr eine Karte schicken?“

Janet wurde rot. Aber sie blieb hartnäckig. „Entschuldigen Sie, aber das ist noch nicht alles. Sind Sie dieselbe Strecke oft gefahren?“

„Nein — nie mehr, Miß Gregory. Ich fuhr gleich weiter nach Southampton und ließ mich von da überlegen.“

„Sind Sie sicher, daß Sie niemals mehr auf dieser Strecke waren?“

„So lange ich bei Bewußtsein war, sicher nicht!“

„So? — Sind Sie manchmal nicht bei Bewußtsein?“

Praycott sagte nichts und grinste wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Adventbeginn.

Ein zarter Klang entschwebt
Der Himmelsferne lacht,
Der hold dein Herz belebt
Und voll Verlangen macht.

Im Winterwalde stehn
Die Tannen wie im Traum.
Und leise Lüfte wehn
Schon festlich durch den Raum.

Und alles lauscht hinein
In diese stille Zeit.
Ersehnt den Wunderschein
Der Nacht der Herrlichkeit.

Franz Eingia.